

RECHT Das gilt, wenn es in der Wohnung schimmelt

Beobachter

7. August 2026 Nr. 16 Fr. 8.40 beobachter.ch



«Wer kann das noch bezahlen?»

Dem Mittelstand geht
die Luft aus. Betroffene
reden über ihre Angst
vor dem sozialen Abstieg



Der bedrohte Mittelstand

Die Ausgaben steigen, die Löhne stagnieren,
und die Angst vor dem Abstieg wächst:
Der Schweizer Mittelstand fühlt sich zunehmend
unter Druck. Vier Betroffene erzählen.

«Am Monatsende zapfen wir das Sparkonto an, um Essen zu kaufen»

Text und Fotos: Klaus Petrus



«Ich fühle mich wie
in einer Sackgasse.»

Marion Liechti (Name geändert) mit Mann und Kindern -
die Familie wägt jede Ausgabe zweimal ab.



Ein Schweizer
«Musterbuezer»:
Doch Ende Monat
bleiben dem Logis-
tiker Martin Paul
(Name geändert)
bloss 50 Franken.

Marion Liechti ist 40, stammt aus dem Thurgau, ist verheiratet, Mutter zweier Kinder und besitzt ein Haus.

Martin Paul wird dieses Jahr 50, er ist geschieden, hat vier Kinder aus zwei Ehen und lebt allein in einer Vierzimmerwohnung in einer Siedlung im Luzernischen.

Sie ist behütet aufgewachsen – «idyllisch», wie sie dem Beobachter sagt –, hat eine KV-Lehre gemacht, dann studiert und ist heute 70 Prozent in einer Leitungsposition im Bereich Soziales tätig.

Er arbeitet Vollzeit als Logistiker.

Das jährliche Einkommen von ihr und ihrem Mann beträgt brutto 170 000 Franken.

Er kommt auf 72 000 Franken.

Bei der Frage, ob sie zum Mittelstand gehöre, zögert Marion Liechti: «Ich weiss, ich bin privilegiert.»

Martin Paul sagt: «Ich zähle wohl zur unteren Mittelschicht.»

Der Schweizer Mittelstand – was ist das eigentlich? Die einfache Antwort lautet: Zur Mittelklasse gehören alle, die weder arm noch richtig reich sind. Wie dehnbar diese Definition ist, zeigt das Beispiel Christoph Blocher: Der mehrfache Mil-

«Ich bin zweimal geschieden. Da bleibt nicht mehr viel übrig.»

Martin Paul (Name geändert)

liardär, Unternehmer und SVP-Politiker rechnet sich selber zum «Mittelstand», wie übrigens auch der deutsche Bundeskanzler Friedrich Merz, Besitzer zweier Privatjets, oder die Schauspielerin Cate Blanchett, sie soll ein Vermögen von 95 Millionen US-Dollar haben.

Das Bundesamt für Statistik ist da genauer. Zum Mittelstand gehört, wer als alleinstehende Person einen monatlichen Bruttolohn zwischen 4228 und 9061 Franken hat. Oder: wer als Paar mit zwei Kindern zwischen 8880 und 19 028 Franken verdient. Berechnet wird dies anhand des Medianlohns, das ist jener Lohn, der genau in der Mitte liegt, wenn man alle 100-Prozent-Einkommen nach Grösse sortiert; 2024 lag er bei 7024 Franken pro Monat.

Nach diesen Berechnungen zählen 55 Prozent der Schweizer Bevölkerung zur Mittelschicht. Marion Liechti gehört mit ihrer Familie gar zur oberen Mittelklasse. Trotzdem sei es immer wieder knapp, sagt sie. «Im Vergleich zu anderen leben wir auf einem hohen Niveau. Und doch muss ich

am Monatsende das Sparkonto anzapfen, um Lebensmittel zu kaufen.»

Hypothek, Nebenkosten, Hausratversicherung, Kita, Krankenkasse, Kleider, Auto, Internet und Handy plus zwei Katzen – das frisst jeden Monat ihr Einkommen auf. Ein beachtlicher Betrag fliesst in die dritte Säule, da ihr Mann, ein Informatiker, erst vor ein paar Jahren aus dem benachbarten Ausland in die Schweiz kam und somit die Maximalrente der AHV nicht erreichen wird. Sparen sei da nicht mehr drin, so Marion Liechti. «Neue Autoreifen, das Fitnessabo, den Zahnarzt, eine Brille, alles wäge ich zwei- und dreimal ab.»

Eine gewisse Sicherheit brauche sie, aber Status sei ihr nicht wichtig. Gleichwohl redet die zweifache Mutter vom Druck, gesellschaftliche Normen und Erwartungen zu erfüllen. «In unserem Umfeld haben die meisten zwei Autos, eine Reinigungskraft, sie gehen regelmässig auswärts essen und zweimal im Jahr in die Ferien. Und wir? Nach sieben Jahren Ehe haben wir uns diesen Sommer eine Woche Griechenland gegönnt.» Dass sie ein Haus mit Garage, Garten und Grill besitzt, wäre ohne finanzielle Hilfe ihrer Eltern nicht möglich gewesen.

Nachvollziehbar. Und eigentlich nichts, wofür man sich schämen müsste. Trotzdem möchte weder Marion Liechti noch sonst jemand in dieser Geschichte über den bedrohten Mittelstand mit Gesicht und richtigem Namen in der Öffentlichkeit stehen. Sämtliche Protagonistinnen und Protagonisten sind anonymisiert.

Der Treibstoff der Wirtschaft

Eine Familie, ein Haus, ein Auto, eine Waschmaschine, Ferien und die Aussicht auf eine anständige Rente: Lange standen die Werte der Mittelklasse für eine Normalität, die fast alle Lebensbereiche durchzog. Man lobte das Mittlere und Massvolle als erstrebenswerten Lifestyle, in den sich ein Grossteil der Bevölkerung eingliederte – oder eingliedern musste. Denn das Konsumverhalten einer stabilen, finanziell abgesicherten Mittelschicht trieb die Wirtschaft an und garantierte gesellschaftlichen Wohlstand. Die «nivellierte Mittelstandsgesellschaft», wie der Soziologe Helmut Schelsky diese Entwicklung in den 1950ern nannte, war eine durch und durch patriarchale, bürgerliche Gesellschaft aus Kleinfamilien mit Männern als Ernährern und Frauen als Hausfrauen.

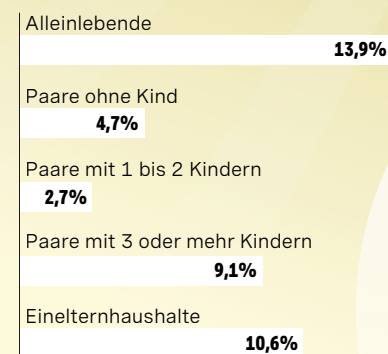
Die Umstände haben sich geändert. Die klassischen Konsumgüter der Mittelstandsgesellschaft – Ferien, Hobbys und Autos – sind anspruchsvoller und teurer geworden. Stichwort: E-Bike. Um sich das, was der Mittelschicht vermeintlich zusteht, leisten zu können, sind in Haushalten mit zwei erwachsenen Personen immer öfter beide berufstätig. Laut Statistik beläuft sich deren Brutto-

Zwischen Wohlstand und Abstiegsangst

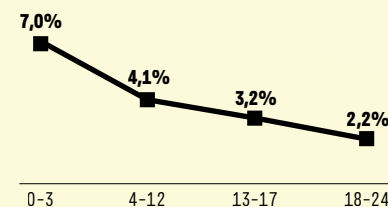
708 000 Personen

gelten als einkommensarm. Während Paare vergleichsweise gut geschützt sind, kämpfen Alleinerziehende und Alleinlebende besonders häufig mit Einkommensarmut.

Armutsquote nach Familiensituation:



Je älter das Kind wird, desto tiefer ist das Armutsrisiko (nach Alter des jüngsten Kindes):



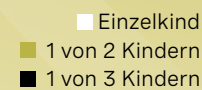
55%

der Schweizer Bevölkerung gehören zur mittleren Einkommensgruppe.

Knapp 20 000 Franken

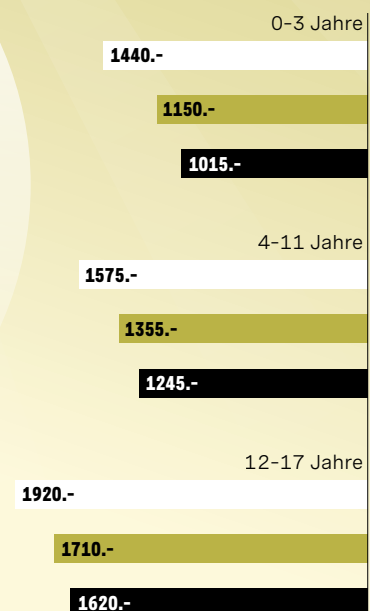
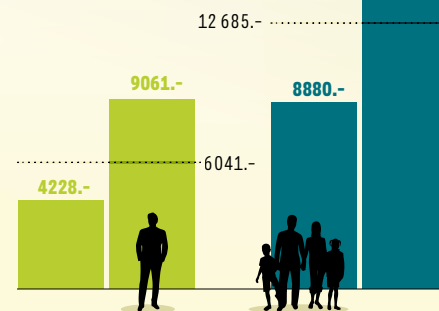
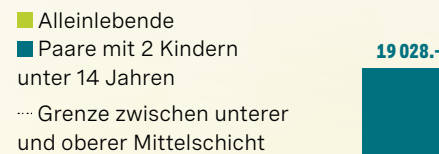
im Jahr kostet es im Schnitt, ein Kind grosszuziehen. Externe Betreuung und Lohnneibussen (Teilzeitarbeit) sind hier noch nicht eingerechnet.

Monatliche Kinderkosten im Kanton Zürich, nach Alter und Haushaltsgrösse:



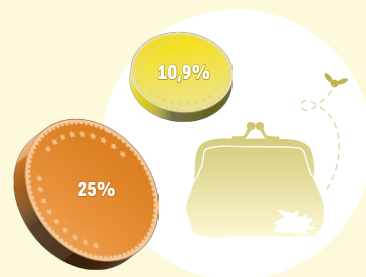
Wer ist der Mittelstand?

Zur Mittelschicht gehört, wer sich mit seinem monatlichen Bruttoeinkommen in folgendem Rahmen bewegt:

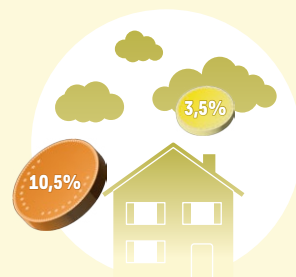


Die unsichtbare Spaltung

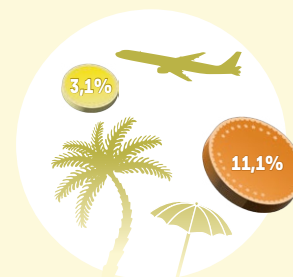
Was für den oberen Mittelstand meist kein Problem ist, ist für den unteren Mittelstand oft harte Realität.



Wegen **fehlender Reserven** kann eine unerwartete Rechnung von 2500 Franken nicht bezahlt werden.



Über 40 Prozent des verfügbaren Einkommens müssen allein für **Wohnkosten** aufgewendet werden.



Aus finanziellen Gründen wird **auf eine Woche Ferien pro Jahr verzichtet**.

einkommen im Schnitt auf rund 9700 Franken pro Monat, was im unteren Segment der Mittelklasse angesiedelt ist. Trotzdem ist das Bild einer traditionellen Mittelschicht immer noch in den Köpfen (auch politischer Parteien) lebendig geblieben – sei es als Nostalgie oder als Massstab für ein gut-schweizerisches Arbeits- und Familienethos.

Das spürt auch Marion Liechti, wenn sie mit anderen darüber redet, wie wenig Zeit ihr neben ihrem anspruchsvollen 70-Prozent-Job bleibt – Zeit für die Kinder, die Beziehung, den Haushalt, für politisches Engagement in der Gemeinde. Oder einfach nur für sich selbst. Wieso sie denn nicht reduziere, werde ihr dann entgegnet mit einem vorwurfsvollen Unterton, als wäre für sie die Karriere das Wichtigste. «Doch darum geht es nicht. Reduzieren hiesse den Job wechseln. Und ich weiss nicht, ob ich dann noch so viel verdienen würde wie jetzt. Dabei sind wir auf das Geld angewiesen. Im Betrieb meines Mannes kriselt es, es gibt erste Entlassungen. Ich fühle mich wie in einer Sackgasse.» Marion Liechti ist überzeugt, dass sie mit diesem Erbe der alten Mittelstandsgesellschaft nicht allein dasteht. «Gerade Frauen sind am Kämpfen, wenn es um die Erwartungen an ihre Rolle geht.»

«Da spare ich lieber beim Essen»

Vom Thurgau in den Kanton Luzern. Martin Paul, der Logistiker und Allrounder, könnte als Schweizer Musterbuezer durchgehen: Seit 25 Jahren arbeitet er, pünktlich und verlässlich, im selben Betrieb, die Arbeit ist okay, der Lohn solide, und lange hatte er das Gefühl, es nach einer – wie er selber sagt – schwierigen Jugend «geschafft zu haben».

Bis zwei gescheiterte Ehen alles verändern, emotional und finanziell. Seither macht er penibel Budgetplanung, daheim am Computer. Von den brutto rund 5700 Franken Monatslohn gehen weg: 2708 Franken für Alimente (Martin Paul hat aus den beiden Ehen vier Kinder, für drei kommt er gegenwärtig noch auf), 1800 inklusive für Miete, 358 für Krankenkasse (inklusive Prämienverbilligung), 600 für Haushalt, 129 für Auto, 59 für Telefon, TV und Internet. Es bleiben übrig: höchstens 50 Franken.

Auf der Kreditkarte hat Martin Paul einen Betrag von monatlich 200, das ist sozusagen der Notgroschen: wenn Kindergeburtstage anstehen, er jemanden einladen will oder eine unerwartete Rechnung im Briefkasten liegt. Weil Martin Paul von seinem Lohn nichts auf die Seite legen kann, zahlt er auch keine Steuern. Einsparpotenzial sieht er vor allem bei der Miete. Da zwei seiner Kinder alle 14 Tage für ein verlängertes Wochenende bei ihm übernachten, möchte er derzeit aber noch nicht in eine kleinere Wohnung ziehen. «Da spare ich lieber beim Essen. Oder bleibe halt zu Hause.

Wer kein Geld hat, kommt sowieso nicht mehr unter die Leute.»

Aber Martin Paul mag nicht klagen. «Ich gehe durchs Leben und sage mir: Es geht mir gut, mir fehlt es an nichts. Andere sind viel schlechter dran, schlafen unter der Brücke.» Hätte er Geld, würde Martin Paul den Kindern mehr bieten wollen. Oder neue Möbel kaufen. Angst hat der 50-Jährige vor dem Alter. «Ich bin zweimal geschieden, habe zweimal meine Pensionskasse geteilt. Da bleibt nicht mehr viel übrig. Was, wenn ich erkrankte?» Auch Martin Paul ist überzeugt, dass es vielen so geht. «Alles wird immer teurer, wer soll das noch bezahlen können? Wenn es so weitergeht, wird es in der Schweiz nur noch Arme und Reiche geben und nichts mehr dazwischen.»

Eine frustrierende Entwicklung

Daniel Oesch ist Wirtschaftssoziologe an der Universität Lausanne und forscht seit Jahren zum Thema. Für ihn gibt es sie nach wie vor, die Mittelklasse. Sein Fazit: «In der Schweiz herrscht Vollbeschäftigung, die Arbeitslosigkeit ist mit drei Prozent im internationalen Vergleich tief. Auch die Lohnungleichheit ist in den letzten zwei

«Wir reden über höhere Kosten, aber nie über Löhne.»

Daniel Oesch, Wirtschaftssoziologe

Jahrzehnten weitgehend stabil geblieben, mit Ausnahme eines möglichen Anstiegs an der Spitze der obersten Einkommen.» Nach der Jahrtausendwende habe die Schweiz sogar ein regelrechtes «Jobwunder» erlebt, als sich die Beschäftigung innert 20 Jahren von 4,1 auf 5,1 Millionen Arbeitskräfte erhöhte. Das Stellenwachstum betreffe vor allem Leute in Führungspositionen, Lehrerinnen, Sozialarbeiterinnen und Physiotherapeutinnen sowie Ingenieure, Informatikerinnen und Architekten – für Oesch machen sie den «Kern der Mittelklasse» aus.

Wieso dann die Sorge vieler, man könne den hart erarbeiteten Standard nicht mehr halten oder steige sogar ab? «Wir reden über höhere Kosten – Krankenkasse oder Miete –, aber nie über Löhne. Genau da liegt aber das Problem», sagt Oesch und führt aus: «Bevölkerung und Volkswirtschaft sind in den letzten 20 Jahren enorm gewachsen, bei den Reallöhnen dagegen hat sich im Vergleich wenig getan. Sie sind jährlich um nur rund ein halbes Prozent gestiegen, in den Nachkriegsjahrzehnten waren es zwei bis drei Prozent.» Besonders gravierend sei das beim Thema Wohnen, so Oesch. Im



Konnte sich Zürich nicht mehr leisten: Heute gefällt es dem Gymnasiallehrer Maurice Engel (Name geändert) in Biel.

Vergleich zum Lohnwachstum sei der Anstieg der Mietpreise vor allem für Neuwohnungen horrend; Einfluss auf diese Entwicklung hätten die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer keinen. «Das frustriert und verstärkt das Gefühl, man stagniere oder bewege sich sogar rückwärts.»

Der verletzte Stolz

Die Miete war der Grund, wieso Maurice Engel voriges Jahr von Zürich in die Region Biel umgezogen ist. Er ist knapp über 40, verheiratet und hat zwei Kinder. Seit einigen Jahren ist er 70 Prozent als Gymnasiallehrer angestellt und verdient netto um die 77 000 im Jahr; seine Frau, zehn Jahre jünger, arbeitet als Aushilfe, zusammen kommen sie auf einen ausgezahlten Monatslohn von etwa 8500 Franken. Die Wohnung in Zürich lag einigermaßen zentral, ein Neubau, vier Zimmer mit kleinem Balkon; Kosten pro Monat: 3080 inklusive. «Und das war im Vergleich noch günstig. Wir haben damals über ein Jahr gesucht, sind am Laufmeter auf Inserate gestossen von Vierzimmerwohnungen für monatlich 5000 und darüber. Ein kompletter Irrsinn», sagt Maurice Engel. Der Entschluss, in die Region Biel zu ziehen, fiel spontan. «Freunde von uns leben dort. Einen Job habe ich bald gefunden, es herrscht ja kein Lehrermangel,

«Mein Umzug nach Biel wurde als sozialer Abstieg belächelt.»

Maurice Engel (Name geändert)

eine Wohnung auch, sie ist sogar grösser als die in Zürich – und günstiger sowieso.» Alles in allem, rechnet Engel zusammen, spare er jetzt pro Monat um die 1500 Franken allein an Fixkosten ein.

Der Umzug fiel ihm trotzdem nicht leicht. Schon als Jugendlicher wollte der aus dem Kanton Luzern stammende Engel unbedingt nach Zürich, in diese Grossstadt, wo alle Welt sich trifft – nicht wie in Hitzkirch oder Willisau. Engel kommt aus einfachen Verhältnissen, aus der «Arbeiterklasse», wie er nicht ohne Stolz sagt, und hat als einziges Kind studiert, Germanistik und Geschichte mit anschliessendem Lehrerdiplom. «Daheim hiess es immer: Wenn du dich in der Schule anstrengst, wirst du später einen guten Job haben», so Engel. Und wie er sich anstrengte! Er war ehrgeizig, wollte seinen Eltern beweisen, dass er es nach oben schafft, er wollte sie stolz machen.

Ein gewisser Status sei ihm schon wichtig, gibt Maurice Engel zu. Sein Umfeld besteht aus Lehrern, Leuten von der Uni, auch Ärzte und Anwälte sind dabei. «Da passt du dich automatisch einem

gewissen Lebensstil an. Ich rede nicht von teuren Autos, Uhren oder so. Aber regelmässig in den Ausgang, zwei- oder dreimal in die Ferien, schöne Möbel, nichts Luxuriöses, dafür erlesen.» Dass er da nicht immer mitziehen konnte, machte Engel zu schaffen.

Oft schämte er sich, wenn er Ausreden erfand, um den Städtetrip mit seinen Kumpels abzusagen, oder wenn er das letzte Geld zusammenkratzen musste, um die Zahnspangen der Kinder zu bezahlen – in Raten natürlich. Als er den Freunden davon erzählte, dass er von Zürich weg nach Biel ziehe, war sie wieder da, die Scham. «Ich wurde belächelt, für sie war das ein sozialer Abstieg. Und wenn ich ehrlich bin: So erging es auch mir.» Inzwischen hat sich Engel mit seinem neuen Zuhause angefreundet. «Biel ist schäbig schick, das gefällt mir.»

Die neue Mittelklasse

Maurice Engel ist ein Beispiel dafür, wie divers die Schweizer Mittelklasse ist: ein studiertes Arbeiterkind, in eine höhere soziale Klasse aufgestiegen, aber dennoch in Sorge, den Lebensstandard noch halten zu können. Für den Soziologen Andreas Reckwitz repräsentieren Leute wie Engel die «neue Mittelklasse». Im Gegensatz zur traditionellen Mittelschicht, bestehend aus Handwerkern, Fachpersonen aus Verwaltung, Gesundheit, Technik und Dienstleistung, verdankt sich der soziale Status der neuen Mittelklasse ihrem «kulturellen Kapital» – der Bildung, dem Wissen, den Titeln und gesellschaftlichen Umgangsformen.

Die zentrale Lebensmaxime der neuen Mittelklasse, so Reckwitz, sei die «erfolgreiche Selbstentfaltung»; es gehe darum, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse zu verwirklichen und ein Leben zu führen, das man als befriedigend, sinnvoll und auch erfolgreich – im Sinne der sozialen Anerkennung – empfindet. Was das Leben ausmacht, soll, wie Maurice Engel sich ausdrückt: «erlesen» sein. Besonders. Das kann sich in der Art, wie man wohnt, ausdrücken, aber auch darin, was man isst, wie man sich kleidet oder wie man reist.

Dass man zur neuen Mittelklasse gehört, heisst aber noch lange nicht, dass es auch ökonomisch immer aufwärtsgeht. Im Gegenteil, für den Soziologen Reckwitz betreffen gewisse tiefgreifende Veränderungen der Arbeitswelt wie Digitalisierung oder KI auch die Akademikerklasse, darunter Journalistinnen, Übersetzer oder Leute aus der Grafik- und Designbranche. Das habe gesamtgesellschaftliche Auswirkungen. Denn damit werde dem Rest der Mittelklasse vor Augen geführt, dass man stagnieren oder sogar absteigen kann, und zwar nicht wegen mangelnder Bildung, sondern trotz Bildung – für Reckwitz ein weiterer Beleg für das «Ende der Illusionen» der Mittelklasse. →

Zunehmend desillusioniert ist Anna Nietlisbacher. «Wir sind Opfer des eigenen Erfolgs. Es kann nicht immer weiter aufwärtsgehen. Irgendwann steht alles still. Und dann gehts nur noch runter. An diesem Punkt sind wir jetzt.» Die 61-Jährige redet abwechselnd von «grossen Sorgen», die sie umtreiben, dann von einer «Angst», die sie packt.

Wenn man sich bei Anna Nietlisbacher zu Hause umblickt, scheint es dazu wenig Anlass zu geben. Alles sieht nach Wohlstand aus. Das mehrstöckige Haus, das sie sich im ländlichen Aargau zusammen mit ihrem zweiten Mann hat bauen lassen – er ist 15 Jahre älter, hatte eine Kaderposition inne –, ist geräumig, die Innenausstattung schick. «Das blendet bloss», sagt Nietlisbacher. «Alles, was wir haben, steckt in diesem Haus – 300 000 Franken, um genau zu sein. Ferien machen wir keine, das Auto ist geleast. Mein Luxus sind die Tiere, ein Hund, zwei Katzen, die kosten nicht wenig. Das ist alles. Sparen liegt nicht drin, eine dritte Säule haben wir keine.»

Schwierig, den Standard zu halten

Anna Nietlisbacher arbeitet 50 Prozent beim Kanton, ihr Mann, pensioniert, fährt seit ein paar Jahren für eine Organisation einen Kleinbus gegen Zahlung von 25 Franken die Stunde. Mit seiner Rente plus Pensionskasse von monatlich rund 5720 Franken können sie, wie die beiden sagen, ihren erarbeiteten Standard einigermaßen halten. «Was aber, wenn mein Mann nicht mehr ist und ich in Pension bin? Ich werde das Haus verkaufen müssen.» Der Gedanke daran fällt Nietlisbacher schwer; sie sagt aber auch: «Ich weiss, viele werden sich jetzt denken: Du jammerst aber auf hohem Niveau!»

Wie berechtigt die Sorgen von Nietlisbacher angesichts ihrer finanziellen Lage sind, spielt am Ende keine grosse Rolle; für sie sind sie real. Oft sind es – und das ist recht gut erforscht – ohnehin nicht objektive Fakten, die die Weltsicht von Menschen prägen, sondern ihre subjektiven Wahrnehmungen. Dazu gehören auch politische Ansichten. Aus ihrer Nähe zur SVP macht Nietlisbacher kein Geheimnis, bei der am 14. Juni abgelehnten Initiative «Keine 10-Millionen-Schweiz» hat sie mit Ja gestimmt. «Früher war unser Land sicher, sauber, stabil. Heute herrschen Kriminalität, Dichtestress und Verunsicherung. Finde ich noch eine Wohnung, kriege ich einen Job? Darf ich noch laut sagen, was ich denke? Am Ende verleugnen wir unsere eigene Identität», sagt sie empört.

Nietlisbacher selber ist in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, ihre Eltern kamen Anfang der 1960er-Jahre als sogenannte Gastarbeiter in die Schweiz. «Ich bin mit der Devise aufgewachsen: Pass dich an, sei ordentlich und fleissig, dann darfst du bleiben! Wenn ich heute sehe, was wir

gewissen Ausländern alles auf dem Silbertablett servieren, dann frage ich mich schon.»

Die politische Rechte profitiert

Studien über den Zusammenhang zwischen dem Frust der Mittelklasse und dem Erstarken rechts-populistischer Parteien gibt es für die Schweiz bisher kaum. Dafür Erklärungsmodelle, die einen solchen Zusammenhang plausibilisieren können. Wirtschaftssoziologe Daniel Oesch nennt die Unterscheidung zwischen der sozialen und der nationalen Frage, wenn es um Ungleichheiten geht. Bei der sozialen Frage spielen Klassenunterschiede eine Rolle, etwa die zwischen einem Hilfsarbeiter und einer Anwältin. Entsprechend geht es um Themen, die traditionellerweise linke Parteien bearbeiten: Bildung, Lohnungleichheit, Fürsorge oder sozialer Wohnungsbau.

Bei der nationalen Frage dagegen spielt es keine Rolle, ob jemand Hilfsarbeiter oder Anwältin ist, sondern ob es sich um einen Schweizer oder aber um eine Ausländerin handelt. «Hier geht es nicht um soziale Klassen, sondern um Zugehörigkeit, Identität, Nationalität», so Oesch. Es seien vor allem die bürgerlichen oder rechten Parteien, die diese Themen behandeln – und dabei ausdrücklich die Mittelschicht ansprechen.

Nur, welche Mittelschicht überhaupt? Die obere, wohlsituierte oder die untere, prekäre? Die liberale oder die konservative? Die urbane oder die ländliche? Davon auszugehen, dass die Mittel-

«Wenn ich in Pension bin, werde ich das Haus verkaufen müssen.»

Anna Nietlisbacher (Name geändert)

schicht in der Krise sei, ist schon deswegen falsch, weil es die Mittelschicht gar nicht mehr gibt – das zeigen die hier porträtierten Menschen und deren Lebenssituation.

Tatsache ist aber auch, dass viele Menschen nach wie vor zu einer wie auch immer gearteten Mittelschicht gehören möchten. Bei aller Angst vor dem Absturz kann man sich als Teil dieser Mittelklasse immer noch damit trösten, dass man selber nicht ganz unten landen wird, da man doch tüchtig und fleissig ist. Was am Ende vielleicht einfach nur Ausdruck eines Wunsches ist nach Sicherheit und Normalität. Und nach der Gewissheit, zwar nicht in Saus und Braus zu leben, aber doch so, dass man sich nicht immer sorgen muss.

Ein möglichst sorgenfreies Leben; für den Mittelstand in der Schweiz zunehmend eine Luxusvorstellung. ■

Anna Nietlisbacher
(Name geändert)
macht sich
grosse Sorgen um
die Zukunft.

